

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Band: 25 (1941)
Heft: 2-3

Rubrik: Allerlei

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fluß, in Wort, Antwort und Verantwortung, in Gabe und Aufgabe, in Verpflichtung ohne endgültige Erfüllung.

Fritz Ernst zeigte am Beispiel J. J. Bodmers, dessen Gedächtnis nicht sehr lebendig ist, wie gerade das Leben an der Sprachgrenze der muttersprachlichen Selbstbesinnung höchst förderlich sein könne. Bodmers Verdienst ist nicht eigenes Dichter- und Denkertum. Er wurde in einen literarisch leeren Raum hineingeboren; er füllte ihn aus durch Liebe zur Muttersprache. Er nahm den Kampf gegen die tiefe Erschlaffung des deutschen Sprachgeistes, gegen die lähmende Übermacht des französischen Sprachgeistes auf. Von einer kurzen Jugendreise ins romanische Ausland brachte er einige klassische Bücher zurück, deren Werte einzudeutschen er dann sich ganz einsetzte. Der zweite Beweggrund für seine literarische Tätigkeit war verletzter Nationalstolz: er wollte den Ruf des Bötiers, in dem der Schweizer stand, widerlegen. Bodmer stieg zu den Wurzeln hinab, er schloß die Schätze der mittelhochdeutschen Dichtung wieder auf. Durch seine Bemühungen um Minnesinger und Nibelungenlied, durch Aufstellung eines Arbeitsplans zu deren Erschließung wurde er der Ahnherr der Germanistik. Für sich selbst hatte er erst im hohen Alter eine Meisterschaft in der deutschen Sprache erworben, die ihn in seiner Selbstbiographie zu großem Stil befähigte. — Emil Staiger führte einen zweiten Schweizer Sprachmeister auf, der sich um die deutsche Sprache unsterbliche Verdienste erworben hat: Gottfried Keller. In seiner Jugend war dieser ein leidenschaftlicher Verehrer der deutschen Romantik und ihrer blühenden Sprache; aber die Herbe, welche mit den Jahren mehr und mehr aus seinem Leben über ihn kam, ließ ihn alle Spuren der Nachahmung dieser Sprache aus seinen Gedichten tilgen. Er wandte sich immer mehr Goethe zu. Aber wenn dessen Einfluß auch in Kellers Sprache unverkennbar ist, so ahmte derselbe auch Goethe nicht einfach nach, sondern wurde ein Eigener und Großer im Raum der deutschen Sprache, der Klarheit und Bildhaftigkeit, Geistigkeit und Sinnlichkeit in elementarer Weise vereinigte.

Der schöne Abend war in dieser aufgeregten und unsachlichen Zeit ungemein wohlthuend. Er bewies, daß wir uns mit Würde überall, wo es nötig ist, abzugrenzen vermögen und doch dabei alles unterlassen können, was von uns aus den Graben, der sich stellenweise aufgetan hat, verbreitern würde. Denn daran haben wir Schweizer gerade in kultureller Hinsicht nicht das geringste Interesse. Ja, wir können diese Werte rein von uns aus als unsere Sache derart pflegen, daß am Tage, wo wieder interesseloses Wohlwollen auf allen Seiten herrscht, ein Schatz angesammelt ist, aus dem dann von allen Seiten geschöpft werden kann. — Der vollbesetzte Saal dankte herzlich. E. Br.

Büchertisch.

Die Schweizer Dichter G. Keller, K. F. Meyer, H. Leuthold als Zeugen für Deutschland. Zweite Auflage. Kommissionsverlag Buchdruckerei Fr. Dürig, Ostermündigen. 1940. — 32 Seiten, Preis 60 Rp.

Der (nicht auf dem Titelblatt genannte) Herausgeber, Arnold Knechtwolf, hatte schon vor und dann wieder in dem Weltkrieg den Gegenstand behandelt und kommt jetzt zum drittenmal, uns zu zeigen, wie so ganz anders im neunzehnten Jahrhundert über Deutschland, die Deutschen und ihr Wesen zu uns geredet worden ist als in unsern Tagen. Die Wortführer der landläufigen öffentlichen Meinung werden dagegen sagen, die Zeiten seien seither anders geworden und Deutschland zeige ein anderes Antlitz als vor fünfzig Jahren. Das ist gewiß richtig. Aber es kann nichts schaden,

wenn uns eine Zusammenstellung der wichtigsten Äußerungen unserer Klassiker über die schmerzliche Angelegenheit „die Schweizer und das Mutterland ihres Geisteslebens“ vorgelegt wird. Es ist doch darin vieles enthalten, was zu denken gibt. Der Verfasser spricht eine Sprache, die vielen allzu leidenschaftlich sein wird und des rechten Ebenmaßes entbehrt; aber er hat es mit einer Gegnerschaft zu tun, die auch nicht fein drein fährt. Es ist halt Kriegszeit. E. Bl.

Briefkasten.

E. S., J. Sie fragen, ob „MG-Schütze“ heiße: „Leichter Maschinengewehrschütze“ oder „Leichtes Maschinengewehrschütze“. Sie haben recht: das erste ist nicht möglich, weil dieser „leichte“ Schütze unter Umständen 100 kg wiegen kann, und das andere geht auch nicht, weil Schütze ein männliches Wort ist; leicht ist das Gewehr und nicht der Schütze. „Schütze am leichten Maschinengewehr“ wäre richtig, aber für den militärischen Gebrauch zu umständlich. Es heißt weder das eine, noch das andere, sondern „Esemmegehschütze“. Wenn irgendwo, so ist die Aki Sprache im Militär erlaubt; denn da eilt es oft ungeheuer, und man hat keine Zeit, so lange Wörter auszusprechen oder gar auszusprechen. Zum Wesen der militärischen Sprache gehört Kürze, Knappheit. Es ist freilich schade, daß man für das leichte Maschinengewehr keinen kurzen, knappen Namen gefunden hat. Die sprachschöpferische Phantasie, die einst die kleinen Dampfboote des Zürichsees „Dampfschwalben“ nannte und eine für Fuhrwerke gefährliche Straße „Wagenbreche“ usw., scheint erloschen zu sein. Die Sprachschöpfung ist eingetrocknet zu einem öden Buchstabenbestimmten, wie es jetzt überall regiert. So ist „Esemmegeh“ nun einmal ein „Wort“ geworden und muß leider als solches betrachtet und behandelt werden.

H. Bl., J. „Die Verschiedenheit von alt und jung ist nicht unser Werk; sie liegt in einem höheren Gesetz, über welches wir keine Macht besitzen und dessen (!) Gesetzgeber wir auch keine Ratschläge zu erteilen haben“. Dieses „dessen“ könnte ja ein bloßer Druckfehler sein, aber Sie vermuten wohl mit Recht dahinter einen Sprachfehler, der zwar selten vorkommt, aber doch auch schon vorgekommen ist: den Verluh, den Wemfall, in dem „Gesetzgeber“ steht, auch in der beizanzeigenden Beifügung auszudrücken. Wenn wir „Gesetzgeber“ (schöner wäre freilich: „Schöpfer“) aus dem Nebensatz herausnehmen und einen neuen Hauptsatz bilden, so können wir sagen: „Sie (die Verschiedenheit) liegt in einem höheren Gesetz, über welches wir keine Macht haben; wir haben auch keinen Gesetzgeber keine Ratschläge zu erteilen“. Die Endung -en des beizanzeigenden Fürwortes „seinem“ ist übergegangen auf die ähnlich lautende Endung des persönlichen Fürwortes „dessen“. Als Zeichen für ein starkes „Wemfallgefühl“ erfreulich, als Beweis sprachlicher Unsicherheit bedauerlich.

Allerlei.

Was liebt und treibt die Jugend Deutschlands? Aus dem Brief eines deutschen Gymnasiallehrers: „Im Schulbetrieb hat sich manches geändert; wir sind froh, daß unser altes Gymnasium erhalten geblieben ist. Besondere Freude habe ich immer am Deutschunterricht in den oberen Klassen. In der einen lese ich gerade Kellers Hadlaub, in der andern das Fähnlein der sieben Aufrechten — zu allgemeiner Freude. (Zurzeit läuft hier der Film: Kleider machen Leute.) Als ich kürzlich in der Prima ein Gedicht nach Wahl auswendig lernen ließ, wählte sich ein Drittel C. F. Meyers „Firnlicht“, die andern verteilten sich auf Mörike und Storm. Das wird dich freuen — auch daß Wilhelm Raabes dreißigster Todestag gegenwärtig überall würdig gefeiert wird.“ Isqui.

Und da leugnet man noch die deutsche Kulturgemeinschaft: Eine Zimmervermieterin erzählt ihrem Mieter enttäuscht, gestern abend hätten die Deutschen im Radio wieder lauter schweizerische Soldatenlieder gebracht, z. B. „Mues i denn, mues i denn zum Städtle naus“, „Soldaten, Kameraden“, „Soldatenleben, ei das heißt lustig sein“. (Nebelspalter)

Von der Soldatenseite des „Nebelspalters“:

„Füsilier Meier, was syt ir vo Bruef?“

„Bakteriologe, Korporal!“

„Ach, tumms Züüg, chömed doch nid immer mit dene Fremdwörtere; säget doch: Bäckergsell, das isch ja kei Schand“.